

SIMPLICISSIMUS

Oktoberfest

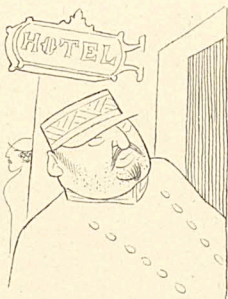
(E. Schilling)



„Jessas na! Zwoa Maß Bier, anderthalb Brathendln, fünf Türkische Honig, an g'salznen Steckerlfisch — alls kriagt ma spendiert — bloß für 'n Kater morg'n — da kommen s' nöt auf, d' Mannsbilder!“

Der Besitzer:

Einen Besitzer gibt es nicht. Der Tanzpalast gehört einer G.m.b.H. Sie hat ihn von der Herkules-Brauerei übernommen, welche ihn ihrerseits von Herrn Zarapopulos angehängt bekommen hat. Herr Zarapopulos hat in Berlin seine Gründung, den „Regina-Tanzpalast“, hinterlassen, sowie einhundertfünfteusend Mark Schulden. Zur Zeit ist er wieder Nachtportier in einem schmutzigen Hotel in Saloniki, von wo er 1922 nach Berlin gekommen war. Er schimpft jetzt mordsmäßig auf Deutschland.



Der Geschäftsführer:

Er heißt Kalkbrenner und ist seit zwei- unddreißig Jahren in der Branche tätig. Er ist unverheiratet, trinkt keinen Tropfen Alkohol, hat eine wertvolle Markensammlung und eine Wut auf die Weiber. Sein sehlichster Wunsch ist, einmal im Leben um zehn Uhr schlafen zu gehen und kein



Saxophon mehr zu hören. Er raucht fünfzig Zigaretten pro Tag, wovon er gelbe Fingerspitzen, einen chronischen Bronchialkatarrh und eine Unmenge Zigarettenbilder hat. Jeden Abend um sieben hat er Krach mit dem Ober Nummer 27, der immer falsch „bongt“. Jede Nacht um halb drei lößt er zwei weiße Eier im Glas.

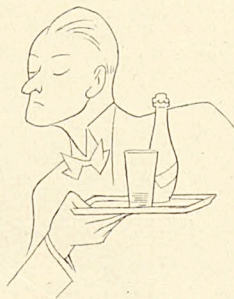
Der Kapellmeister:

Er ist einunddreißig Jahre alt und heißt Feny Petresku. (Laut Paß Peter Findeisen.) Bei den beiden ersten Tänzten lößt er sich durch seinen ersten Geiger vertreten. Er besitzt ein Grundstück bei Werder und ein

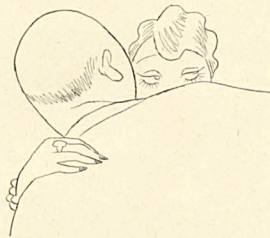
Mietshaus in Pankow; das hat er sich im Laufe der Jahre zusammengespielt. Er ist zum fünftenmal verlobt, kann sich aber nicht entschließen, zu heiraten. Seine jeweilige Braut darf das Lokal, in dem er spielt, nicht betreten, das schädigt sein Geschäft. In seinen dienstfreien Stunden beschäftigt er sich mit Psychoanalyse und englischen Sprachstudien. (Er hofft auf ein Engagement in USA.) Seine Musiker nennt er „Jungs“, sie können ihn aber trotzdem nicht ausstehen, er ist ihnen zu aufgeblassenen. Sie bleiben aber eisern bei ihm; denn sie verdienen sehr gut. Die Kapelle Feny Petresku ist eine der bestbezahlten.

Der Ober Nummer 7:

Er hat eine Zweieinhalbzimmerwohnung in Neukölln, eine junge Frau und Zwillingsschwestern, die er abgöttisch liebt. Er ist der aufmerksamste Ehemann und verträgt sich sogar glänzend mit seiner Schwiegermutter. Wenn er abends den sehr eleganten Frack anzieht, um in den Dienst zu gehen, dann verändert er sich ungemein, dann fängt der Mensch für ihn erst bei den Weinmarken über zwölf Mark an. Kredit gibt er nie, seitdem er einmal mit neunzig Mark hereingefallen ist. Der Betrieb in der „Regina“ kotzt ihn an, aber er verdient sehr gut. Noch vier, fünf Jahre — dann wird er ein Hotel im Harz übernehmen. Wenn er dienstfrei hat, geht



er mit seiner Frau in ein kleines Kino, am liebsten zu einem Film mit sentimentalem Ausklang. Er spricht fließend Französisch, da er drei Jahre in Paris gearbeitet hat. Er interessiert sich sehr für Außenpolitik. Er heißt Rindfleisch, was ihn schon immer etwas geärgert hat. Er sieht aus wie ein Diplomat und trägt nur Anzüge nach Maß. Er raucht nicht und trinkt nie mehr, als er vertragen kann, am liebsten einige Mollen Helles.



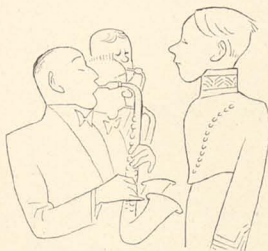
Das Tanzmädchen Erika:

Sie ist kein Mädchen, sondern eine geschiedene Frau. Ihr Mann war Postassistent in Neiß; sie ist ihm durchgebrannt, weil es ihr dort zu langweilig war und weil sie schon immer die Sehnsucht danach hatte, „den Hauch des Reichtums zu spüren“. (Heute würde sie brennend gerne wieder Frau Postassistentin in Neiß sein, aber jetzt ist es zu spät dazu.) Von allen Tanzmädchen in der „Regina“ verdient sie am wenigsten; die anderen sagen, sie „habe den Dreh nicht raus“. Sie träumt von einem eigenen Geschäft für feine Damenwäsche. Sie schläft bis fünf Uhr nachmittags, dann geht sie ins Kino (fast jeden Tag). Um zehn Uhr beginnt ihr Dienst. Wenn sie von einem Herrn eingeladen wird, zu Abend zu speisen, dann bestellt sie Wiener Schnitzel und Ananasbeignets, das sind ihre Lieblingsspeisen. Alkohol verträgt sie in schweren Mengen; sie leidet darunter, daß sie nie richtig blau werden kann, dann wäre alles viel leichter. Sie ist ungeheuer dümm, hat aber eine prachtvolle Figur und einen sehr schönen Teint. Wenn sie „den Dreh raus hätte“, wäre es ja besser, so aber ...

Die Gäste am Tisch Nummer 11:
Es ist der Buchhalter einer Gummiwarenfabrik mit seiner Frau, die heute ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiert; sie hat sich das als Geschenk gewünscht, abends hierher zu gehen, ihr Mann hat ihr den Wunsch erfüllt, obgleich er ihn für total verfehlt hält; außerdem darf er höchstens zehn Mark kosten. Die Frau nippt kaum am Wein, ihre Augen sind überall. Wie interessant das alles ist und diese



Mädchen ...! Was würde ihre Freundin in Insterburg sagen ... nun ja, die Kleinstädter ... und dieser elegante Kapellmeister ... ob der Brillant am kleinen Finger wohl echt ist? Nein, danke, sie tanzt nicht ... mit einem fremden Herrn!! Ist das denn hier so? „Sieh mal, Otto, der Kleine, der vorhin Hummer gegessen hat, jetzt tanzt er mit der in Rot!“ Unterdecker rechnet Otto: man darf die Weinsteuern nicht vergessen und die Procente; die letzte Bahn geht ein Uhr achtzehn. Verrücktheit, die ganze Geschichte, na, das war das erste- und letztmal!



Der Page:

Er ist fünfzehn Jahre, heißt Willy Zeschke. Er ist hochaufgeschossen, sehr blaß und hat einen ständigen Kampf mit seinem Haarwirbel zu bestehen. Er ist seit drei Monaten hier, findet den Betrieb eine pfundige Sache, Herrn Kalkbrenner ekelhaft, die Mädchen doof und den Kapellmeister knorke, besonders, wenn er „Regentropfen“ spielt. Er möchte auch einmal

Kapellmeister werden, weiß nur nicht, wie er das anstellen soll. Jedenfalls wird er sich bald eine Geige kaufen, er hat schon über dreißig Mark dafür gespart. Vielleicht kauft er sich aber auch lieber ein Paddelboot. Wenn doch wieder dieser dicke Amerikaner käme, von neulich, der hat ihm zehn Mark gegeben. Na ja, er war total blau. Eigentlich eklig so was, wie kann man sich nur besaufen!



Der Gast am Tisch Nummer 4:

Er heißt Herr Vieth, in Fa. Vieth & Brinkmann, und ist in Geschäften aus Frankfurt a. M. gekommen. Er hat sich ein feudales Abendessen zusammengestellt; denn er hat heute einen glänzenden Abschluß getätigt. Wenn er mit dem Essen fertig ist, wird er sich eins der Tanzmädchen per Tischtelefon einladen: das ist dann billiger, als wenn sie jetzt schon kommt. Er trinkt einen Chatsau Yquem, der eine Idee kälter sein könnte, was er dem Ober mit leisem Tadel sagt. Dann macht er sich eine Notiz in sein Merkbüchlein: Morgen Gebrüder Wittstock anrufen, wegen der letzten Faktura, die stimmte nicht. Sein Blick schweift über die Tanzenden, die pommes frites könnten knuspriger sein, die Mädchen übrigens auch. Er wird seiner Frau eine Karte schreiben, aber nicht aus diesem Lokal hier, lieber morgen. Ganz hübscher Tango, er tanzt aber lieber langsamen Fox, das ist einfacher. Die Dunkle im roten Samtkleid ist ganz nett, so 'n bißchen mollig. „Ober! Welche Nummer hat denn der Tisch?“

teil an und außerdem Rheumatismus. Er liest sehr viel Zeitungen und sieht zu, daß die Ober ihm hin und wieder eine Tasse Kaffee zukommen lassen, sonst schläft er ein. Wenn ihm jemand zehn Pfennig gibt, dann knurrt er etwas; dabei kommt die hohe Pacht nicht raus. Bis Mitternacht ist kaum etwas zu tun, dann wird es ja lebhafter. Er macht gerne einen kleinen Schwatz, aber die Leute sind immer so eilig hier, als ob sie draußen schon weiß Gott was erwartete. Im Herbst sind es zehn Jahre, daß er hier sitzt. Reich kann man dabei ja nicht werden; aber man muß zufrieden sein. Immer noch besser, als z. B. Nachtwächter. Wenigstens ist's warm!



Der alte Mann:

Er sitzt hinter einer weißen Tür mit einem goldenen „H“ drauf, hat einen weißen Kinn-



Zigarr'n, Zigaretten ... Eine Flasche vier- undvierzig, nicht zu kalt ... Regentropfen, die an mein Fenster klopfen ... nein, Herr Stein war heute noch nicht da ... jawohl, der Tisch ist frei ...

**Tanzpalast
Reginat**

Die Spanische Krankheit

(E. Schilling)



„Die Bakterien auf dem englischen Nährboden wollen sich immer noch nicht recht entwickeln . . .“

Die beiden reichen Armen / Von Katarina Botsky

Der Herbst riß den Weiden die altegeordneten Blätter ab und streute sie in den Strom. Dort schwammen sie nun zugleich mit den schwimmenden, nicht dienstmädchen aus dem Korb gefallen waren. Die meisten dieser Kartoffeln waren faul; darum schwammen sie auch so gut. Heulend und in die schimmliche flimmliche um Stillstand bittend, begleitete sie Dorchen am sandigen Ufer entlang. Kleinen ruzigen Puppenköpfen ähnlich guckten die Kartoffeln aus dem Wasser. Die Nerven Dorchen anzugriffen und schwammen munter weiter. Wie eine dünne schwarze Strippe flog ihr das gelbte Zöpfchen beim Nachlaufen um das birnenförmige Köpfchen. Dorchen zählte erst zwölf Jahre; fadendünn war sie und milder Be-schränktheit. Es waren die letzten Kartoffeln einer armen Witwe, bei der sie diente, die ihr beim Abwaschen in den Strom gerollt waren. Dies ereignete sich in einem Notstandsjahr, die Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

Das Gesicht in der Schürze vergraben, den Korb in den letzten vier Kartoffeln um Arm begreifend, schritt die alte Frau Heimweg. Schon am Gartenzaun ihrer Herrin begann sie laut zu schreien, um das Malheur bereits von weitem anzukündigen. Als bald erscholl aus dem Wasser die Schelle des winzigen Häuschens im Garten. In ihrem grünen Kleid, das einst schwarz gewesen war, zog die arme Witwe, die noch immer eine schwarze Vor-stellen sollte, das bunte Bruststück um die Schultern und die große Hornbrille auf der fleischigen Nase. Das Wasser breit und freundlich auf der Schwelle und wunderte sich — die Frau Rendant Jielke.

„In der Ragowicz, in der Ragowicz“, grüßte das kleine Dienstmädchen, von Ver-zweiflung gepackt.

„Was — che?“ fragte die Alte.

„Reinfeinalen sind sie in der Ragowicz“, ummentierte Dorchen indem sie die letzte Kartoffeln wie besessen im hochgehobenen Korb springen ließ.

„Komm rein Witwe, ich hab' ist Jeschäh“, sagte ganz ruhig die arme Witwe.

Die kleine Haustür wurde geschlossen, und das winzige Häuschen bekam bald ein rot leuchtendes Abendrot. Alles was hatte es nur. Hinter dessen Fensterchen wurden jetzt die letzten vier Kartoffeln, nachdem sie in heißer Asche geröstet waren, mit Salz und Butter auf den Tisch gesetzt. Die letzten vier Kartoffeln, die Frau Rendant Jielke überhaupt noch be-saß, so furchtbar war das Notstands-jahr, so arm die alte Frau. Ihre ganze Pension betrug sechsendreißig Taler das Jahr. Zwei davon erhielt Dorchen als Lohn an jedem Neujahrstag.

Das hungrige Gesicht vom vielen Weinen wie mit Karmin angepinselt, saß sie jetzt ihrer alten Herrin am Tisch gegenüber beim Schein einer Talglichtkerze. Die zwei kleineren Kartoffeln als die Frau Rendant, die beiden größeren durfte Dorchen essen, weil sie sich im Wachstum befand. Das war das ganze Abendrot. Alles was die Speisekammer sonst noch barg, war nicht mehr und nicht weniger als ein Tütchen mit fünf Stückchen Zucker. Eins davon wurde nach betender Mahlung in zwei Teile zer schlagen, die eine Hälfte genoß die betagte Witwe zu einem Glas warmen Wassers, und die andere Hälfte saß seine Dienstmädchen aufleuchten. „Ein schönes Abendbrotchen, wenn auch etwas wäni-g“, war die Kritik der frommen alten Frau zum Schluß. Nach der Kritik kamen die Gebete. „Laß uns auch bäten“, sagte die Witwe, „daß wir morgen etwas zu essen haben.“

Wie oft kam es vor, daß sie am Abend noch nicht wußte, was sie am nächsten Tage etwas zu essen haben würden. Dorchen konnte es nicht lassen, selbst jetzt vor dem Gebet, in den alten Glas-schrank mit dem Karminfarbenen Gebet, die so geheimnisvoll im Halbdunkel leuch-teten. Die Frau Rendant, die ihr auf dem Wachstumsofa gegenüber saß, es war be-merkend, ihre Augen auf den beiden rei-chen rechten Zeigefinger und sagte, nach der verräucherten Decke zeigend: „Länke deine Gedanken, nach dem Gebet.“ Während Dorchen sich zur Arbeit machte, begann die Alte laut und feierlich zu beten. Fromm und gefassten trug sie dem lieben Gott vier beschiedenen Wunsche vor, und das kleine Dienstmädchen mußte sie mit- und

nachbrummen. Um ein bißchen Brot bat die Alte, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mäh!“.

„Dorchen, nicht auch . . .“, unterbrach sie Dorchen im Flüsterton mit leckrigen, hungrigen Augen und stockte ängstlich.

„Was — che?“

„Vor den lieben Feiertagen werden wir uns das erkühen“, war die bedächtige Antwort. Vom Sturm geschüttelt bewegte sich sanft die Leuchte. Die Alte bewegte fürsorglich einen Spruch gegen Feuersnot und Gefahr herzusagen. Während dem holte Dorchen das Spinnrad und fing mühsensstill an zu spinnen. Der Wind pfiff und sang in den Winkeln und Schornsteinen des Städtchens.

Blaue Wolkenberge standen über dem Strom und spiegelten sich in seinem messinggelben Wasser. Plötzlich huschte wie ein goldener Kahn der Halbmond aus den Wolkenorten und goß seinen apfel-sinenbernen Glanz über alles, was er erreichen konnte, auch über das alte Land-städtchen inmitten seiner winterlichen Acker und Wiesen. Mit dem Weg vertraut, schritt die alte Frau über den Hof der armen Witwe und half der Talglicht-kerze bei der Beleuchtung. Die Frau Ren-dant lehnte mit gefalteten Händen in der Tür und überdachte die dunklen Schatten ihrer Haube zeichnete den Schil-d einer Kuh mit hohlen Augen und mit Hornen ab und zu wie der Kopf ihrer Herrin; Dorchen war schläfrig. Und wie im Traum wiederholte sie immer wieder flüsternd die Hauptblüten des Abendge-läutes: Um ein bißchen Brot, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mäh!“.

Aber manchmal kam auch ein „Auf Weihnacht!“ ein rosa Kleidchen, lieber Gott.“ Die alte Frau hörte es.

Mehr als drei Jahre waren seit jenem Abend im Dezember. Der Tag hatte die beiden Arnen alles gebracht, worum sie an jenem Abend gebetet hatten. Eine wohlhabende Nachbarin machte ihnen am nächsten Tage aus eigener Tasche einen ganzen Korb voll Lebensmittel zum Ge-schenk. „Der Härr hat es ihr befohlen“, sagte dankbar die Witwe. Und zu Weihnachten erhielt Dorchen ihr rosa Kleid. Ein verpäpastes Barchentkleid, das für einen einzigen Taler zu haben gewesen war. Seitdem waren mehr als drei Jahre ver-flossen, Frühling war es jetzt. Das rosa Kleid galt immer noch als ein neues. Nur bei schönstem Wetter durfte es Dorchen am Sonntag zum Kirchgang anziehen, und dann durfte sie es noch so lange anbe-halten, bis sie nach dem Kirchgang im Korb der Fliederlaube nach Hause kam. Die Frau Rendantin das Extragetb verrichtet hatte — das am Sonntag zu ihren vornehmsten Pflichten gehörte.

Die Witwe hatte ihrer verhei-rateten Tochter, die bei ihr auf Besuch weilte, in die Kirche gegangen, und Dorchen hatte zu Hause bleiben müssen. Als Entschädigung dafür hatte sie schon kräftig in den Glasschrank hineinreichen dürfen — was sie für ihr Leben gern tat. Im Glasschrank Tassen, Schüsseln, eine noch nach dem Kornschnaps des verstorbenen Herrn Rendant, ein Duft, der für das junge Dienstmädchen das Berauschendste war, und ein kleines Schränkchen. Die Frau Rendant und ihre Tochter hatten sich noch nicht lange entfernt, und Dorchen stand am Glasschrank und bewun-derte die Tassen. Scherben waren nicht sie dabei an der Tür — und erschrak. Die Tür war aufgesprungen. Die Witwe hatte wohl den Schlüssel abgezogen; aber sie hatte nicht gesehen, daß der Schlüssel das kleine Dienstmädchen, nachdem es sich von der ersten bekommenen Be-stürzung erholt hat? Es steckte den Kopf durch den schwarzen Birnenast. Die Frau Rendant schrank hinein und sog den Duft vom Schnaps des toten Herrn Jielke ein, bis es sie überdeckte. Die Witwe hatte die Tür Plötzlich dröhnte (dröhnte, kam es ihm

vor) eine gewaltige Stimme hinter ihm in der Stube los. Vorwurfsvoll und pathetisch klang es langsam durch die stille Stube: „Dorchen, du machst mich nicht. So erzähl, man sich zur Jehndacht.“ . . . Ihn drückte etwas steifen rechten Zeigefinger war-rend aufgehoben, stand die Frau Rendant in ihrem roten Mantel, der sie über Kopf und Schwellen und dröhnte also. Sie war noch einmal zurückgekehrt, um den Glas-schrank zuzuschließen. Ehe sie dann wieder ging, sprach sie noch ein Wort. „Du machst für dich ein Extragetb in der Fliederlaube sprechen. Von wäien deiner Jehndacht. Für mich wird es die Martchen tun.“ Die Fliederlaube war übrigens wunder-hübsch. Große alte Fliedersträucher legten ihre langen grünen Arme zärtlich in- und übereinander zu einem Baldachn über einem bemosten runden Tisch, um den eine bemoste Ruhebänk lief. Grad über dem Tisch baumelte manchmal eine große rote Seidenschleife aus der Jugendzeit der Frau Rendant. Dorchen hatte die Ge-wohnheit, diese Schleife zu Ehren schöner Sonntage in die Laube zu hängen.

„Ich hab' die Schleife nicht mehr“, dachte Dorchen. Sie wußte sehr wohl, daß Sobald sie im Nachbarhause das Hünd-ke die Kirche aus war, daß die Nachbarin soeben nach Hause gekommen war und daß ihre beiden Vordachgenossen nicht weit sein konnte. „Hull . . . hull . . . katta-puh . . .“, hörte sie auch bald die Frau Rendant in der Ferne husten und prusten. Breit und behäbig kam sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen in ihren bunten Umschlungen an den uralten schiefen Apfelbäumen vorbei durch den Garten gesehlet. Dorchen trat auf die Hausschwelle und grinste zum Willkommen über die ganze Gasse in ihrem zu eng gewordenen rosa Kleid.

Frau Martha begleitete sie in die Flieder-laube, um heute das Extragetb für die Fliederlaube zu holen. Die Fliederlaube mer Bekommenheit ihr gegenüber Platz. Bald darauf bedeckten beide ihre Ge-sichter mit der rechten Hand und ihre Lippen begannen lautlos zu murmeln. Amüsiert wippte die alte Schleife über den glattgeschweiften gesenkten Köpfen. „Ich bin ein bißchen wäni“, sagte die Witwe. Die junge Frau Dorchen erötete, denn sie war es noch nicht. „Weswäien hast du noch zu bäten?“ erkundigte sich die Frau. „Von wäien?“

„Ich hab' ein rosa Kleidchen“, sagte die kleine Dienstmädchen zerknirscht. „Hab' ihm am Schwanz Jerissen.“

„Das war nicht brav“, bemerkte bedäch-tig die Hörerin.

Eine Weile blieb es still in der Fliederlaube. Frau Martha betete rasch entschlossen noch für die Tante. Fertig geworden, flüchtete sie in beschaulicher Ruhe, sanft und zufrieden wie ein Rind auf der Weide, in das Vergleimnechtbeet vor dem Lau-beneingang. „Weswäien hast du noch zu bäten?“ erkundigte sie sich abermals.

„Von wäien?“ . . . flüsterte das kleine Dienstmädchen und brach in Tränen aus. „Von wäien?“

„Das war nicht brav“, bemerkte bedäch-tig die Hörerin.

Am nächsten Tage verkündete die Frau Rendant einen merkwürdigen Traum. Ihr hätte geträumt, der heilige Petrus wäre in eigener Person bei ihr am Himmelbett erschienen und hätte ihr von einem guten Geschäft gesprochen. Dabei hätte er merkwürdigweise immer auf Dorchen ge-zeigt. „Allgemeines Grübeln über diesen Traum zwei Wochen lang. Nach vierzehn Tagen fühlte sich die Frau Rendant mit einem guten Zuckeln von dem Traum sprach sie zu Dorchen: „Pätrus kann nichts anderes jemeint haben, als daß ich dein rosa Kleidchen verkaufen soll, weil es dir nicht mehr zu passen mag.“

„Der liebe Heilige, Pa' mal auf, wir werden ein jutes Jeschäft damit machen!“

Und sie machte ein gutes Geschäft. Damit. Obgleich die Fliederlaube von drei Scdm-ge-tragen hatte, gab ein junges mageres Dienstmädchen, das plötzlich ganz erpicht darauf war, vier Mark dafür. Eine ganze Mark wurde dem Hausbesitzer, der eine Marke“, pflegte Dorchen in späteren Jahren zu sagen, wenn sie diese Geschichte erzählte, „die arme Mark war damals fast so viel wert wie heute.“

Leicht ist es, im Zelt aufzuwachen und zu lauschen, wie man mitten in taugler Frühe zwischen dem hellen Vogellärm im Grünen liegt und noch ein wenig in den Zeltspalt träumt, der die Nacht über offen gehalten ist; aber schwer ist es, die Glieder von dem schlechtgepolsterten Lager zu erheben. Deshalb kriegt man von irgendwoher eine Zigarette in den Mund geschoben, und eine sanfte Stimme sagt: „Aufstehn, Liebling, sechs Uhr!“ Daß dann gleich hinterm Gähnen das Abmontieren des Zeltes kommt und man keinen Kaffee trinkt, weil der Spiritus alle ist und keine Faser trocknen Holzstämme in der Nähe zum Feueranmachen: das schafft nicht die Morgenfreude, die die Vögel im Walde allezeit umsonst haben. Gestern haben die beiden Fallboot und Zelt, die Feuchtigkeit wegen, hoch in den Bergwald hinaufgeschleppt, nun muß es natürlich wieder abwärts geschleppt werden. Nasse Sträucher schlagen dem jungen Paar um Gesicht und Arme, die von Schnaken zerstochen sind; im Boden entsteht bei jedem Schritt eine kleine Wasserkühle um die dünnen Paddlerschuhe, eiskalt; die Kniee indessen sind feuerrot von dem hohen Brennesselgebüsch. Aber es blinkt und blitzt da unten durch die Pappelstämme, und wo Papeln sind, da ist Wasser — und da ist der Strom, und nun wird alles gut werden.

Ihre Körper dampfen wie die von Pferden, die schwer zu ziehen haben. Aber endlich liegt der Plünnenkreuzer auf dem Wasser, und die junge Frau nimmt auf dem vorderen Sitz Platz; sie ist überhaupt so ägerlich resolut in der Frühe, denkt Karl, und er reißt sich träge und müde in den Gummisitz — oh, alles ist ja Luft und Gummi, mit Wolldecken und Wasser unterdrunter. Dazu kein Kaffee. „Sonst kommen wir vor Abend nicht nach Unterwöbbeln“, hatte Anne gesagt, und bis dahin sind lauter Felsen am Strom, steil wie Festungsmauern, kalte sonnlose Buchten und kein Landepfad. „...“ Dem Manne leuchtet das nicht ein, er leuchtet vor allem Unterwöbbeln nicht ein. Unterwöbbeln ist ihm keinen einzigen Paddelschlag wert, weil er es nicht kennt, das Stromdröfchen Unterwöbbeln mit seinen Schieferdächern über den Fachwerkhäusern. Zwar meint Anne, es sei „ein wunderbar besetztes Dorf“ und er ein unbesetzter Banause; aber ohne Kaffee und sonst was im Magen und mit gespenkten Brennesselbeinen hat kein Mann auf der Welt für Unterwöbbeln was übrig.

Nun beginnen die Morgenglocken zu bängern, allüberall. Eine langgestreckte Insel mit einer Reihe besenstarker Pappeln kommt in Sicht, im Wellenspiegel wird eine Aalsee tanzender, einer Riesenkorkenzieher aus den Bäumen. Die nasse Schiefer-

dächer ferner Häuser haben etwas Nacktes und Wunschnesse in dem Gelüfte. Als es vorüber ist, singt Anne ein Lied, ganz für sich. Über dem breiten Geräusche ihrer energischen Paddel verweht, verfliehet es; kein Echo hallt von den Felsen wieder, denn sie sind mitten im Strom. Der Gesang ist fein wie der Nebelhauch aus ihrem Munde, sie will den Mann hinter sich froh machen mit ihrem Gesang. Karl sieht die tiefe, angelegte Atmen ihrer Schulterblätter: das linke Achselband ist etwas über die Schulter gerutscht, auf ihrem braunen Rücken ist da ein weißer Streifen, den die Sonne nicht hat treffen können. Der Mann sollte nun eigentlich denken: die Frau hält zu mir, durch Wind und Wetter, in Zelt und Nacht; immer ist sie heiter und leicht, das vollere Leben ist bei ihr, und ich habe den Strom nicht geboren. Ich transportiere sozusagen überall mein Büro mit mir herum. Sie weiß es und leidet darunter, gibt mir ab aus ihrer überschäumenden Kraft, soviel sie vermag. Mir ist das Leben, das wir nun schon seit acht Tagen auf dem Strome führen, nur unbequem, ich mache es mit, weil sie es braucht. Die Morgensonne kam stärker und ließ die Pappelreihe auf der Insel wie grüne rauschende Riesenschiffen aus dem Strome erglänzen. Hoch darüber zog die schwarzbraune Qualmfahne eines rauschenden Schleppers vor dem Boot, die ihre Schatten über den Strom flirren ließ und die Wellen da und dort schiefen färbte.

„Karl, feste, den Schlepplzug müßest du kriegen!“ rief Anne und schaufelte wahre Wasserberge hinter sich, so daß ihr Mann den Druck der kräftigen Armstöße durch die Rückenlehne spürte. Um die nächste Felsenecke herum erblickten sie auch bald den hohen, mit Stahlseilen gehaltenen Steinchorstern des winzigen Schlepppers, der eine ganze Herde von kohlenbeladenen Lastkähnen hinter sich herzog. An den letzten Kahn hatte sich ein bunter Schwarm von Fallbooten angehängt; lustige Fahnen, lustige Menschen sah man darauf, und das alles ließ eine quirlende Schleppe schäumenden Kiellwasers im Strom zurück. Der Anblick gab auch Karl Mumm in die Knochen, denn hier winkte faules Gezeugwerden, da konnte man die Paddel quer wie Hagens Schwert über die hochgezogenen Kniee legen und mit verschränkten Armen, ohne einen Paddelschlag zu tun, vor diesem „wundervoll besetzten“ Nest Unterwöbbeln ankommen; aber erst ließ es noch einmalitzig drauflos paddeln; denn ein Schlepplzug ist kein Landomibus, der auf unser Winkewinke auch „mal“ außerhalb seiner Stationen hält.

Die Kiellwelle, die jetzt den Bug schon ganz beträchtlich hob, so daß Karl im Hinterrast manchmal glaubte, er rutsche jede Minute achtern ins

Wasser, machte ihnen doch zu schaffen, und oft war es ihnen, als schaufelten sie sinnlos und ohne vorwärts zu kommen das Wasser hinter sich zu Bergen — jedoch erreichten sie schließlich doch das Ziel. Dring aus dem Steuerrad ein schlanker Blonding, davor, hübsch in die zahllosen Kissen gebettet, ein dunkelshpfiges Mädchen in buntem Paddlerkostüm. Alles dies machte den Eindruck, als schaukelte der junge Mann ein Blumenboot durch die Wellen. Anne rief den beiden zu, sie sollten ein Tau herüberwerfen. Sie erheben sich etwas im Boot auf den Knien und fing das Seil an zu schaukeln, und der blonde Mann, ein Karl dummerweise mit dem Paddeln nach, Anne wurde über Bord und Bug gezogen, wollte das Seil nicht loslassen, und die Schlimmerin wurde zu Karl hin zum Boot zurückgeschwommen. Doch man schrie ihr von allen Seiten zu: „Nicht lassen, um Gottes willen, die Kiellwelle drückt sie in die Tiefe!“ Tuda, da ließ sie nicht los, drehte sich wie ein Bohrer durch das Wasser, das ihr im Nu die Schuhe ausriß — der junge Mann drögen zu wie ein echter Matrose das Tau links, rechts, immer näher an seine Brust und dann griffen die beiden Menschen ihre Arme, rissen die Betäubung an — und schon ganz dahingetragene hatte Karl vor Schrecken zu paddeln geübt.

Nicht er, sondern Anne war ins Wasser geplumpst, aber er, als Egoist, bedauerte sich am meisten. Man schrie ihm zu, sich zu beugen, wenn er sich anhängen sollte, er aber, der sich nicht zu leicht geworden, drehte sich ein paarmal um sich selbst und hatte dadurch soviel an Schwung verloren, daß er, obwohl ihm das Herz vor Anstrengung wie ein Hammer in der Brust schlug, kläglich und hilflos aus bereits hundert Meter Entfernung zuschauen mußte, wie man die nasse Anne in ruckelnde Kissen packte und ihr irgend was Glitzerndes einflößte, wahrscheinlich Kognak. Meineteget Lebertran, dachte der Ehemann.

Was sollte nun werden? Die Leuchten im Boot wackelten die dumme Anne wohlhalten und schnell in diesem verfluchten Unterwöbbeln abladen. Sie würde bestimmt schon am Nachmittag dort sein ohne Anne, die im Boot, die Kissen packte und ihr einen schönen Heckenwirtschaft am Ufer sitzen lassen, er, mit bis an die Badeohsen hängender Zunge, kam vor Mitternacht in Unterwöbbeln an, und er würde sich dort ein paar Tage mit dem Paddel, der ganze Naturkram kann mir gestohlen bleiben!

Um die nächste Stromecke war jetzt der Lastkahn gekommen, der die beiden Menschen über den Felsen weg, der aussah wie ein rauchender Vulkan. Kein Mensch war an diesem Sonntagmorgen zu sehen, auch kein Dampfer, kein Schlepplug, der ihn hätte mit sich nehmen können, hörte nur das trostlose Geräusch seines Paddels — doch nein, da war noch etwas inmitten der Felsenstille, ein Plätschern und Schnaufen. Uebeld hob sich ein Arm aus dem Wasser: „Karl! Karl! Ich bin's! Hier — links im Wasser!“

Richtig, das war Annes Kopf, das waren ihre Schultern, die wie ein Quirl kraulend und unermüdlich das Wasser durchschmissen. Sie war also aus dem Boot gesprungen, um bei ihm zu sein; denn sie wußte: ihm fehlte ihr starker Arm. Prustend beim Boot angekommen, rief sie: „Laß nur, ich komme schon allein hoch, es genügt, wenn einer ab geworden ist...“

Als sie sich ins Boot gewälzt hatte, umschlang sie ihn lachend. „Liebling, was magst du für Angst um mich ausgestanden haben!“ Doch er wehrte sie ab: „Ach geh weg, du machst ja das ganze Boot naß, trockne dich gefälligst erst ab!“

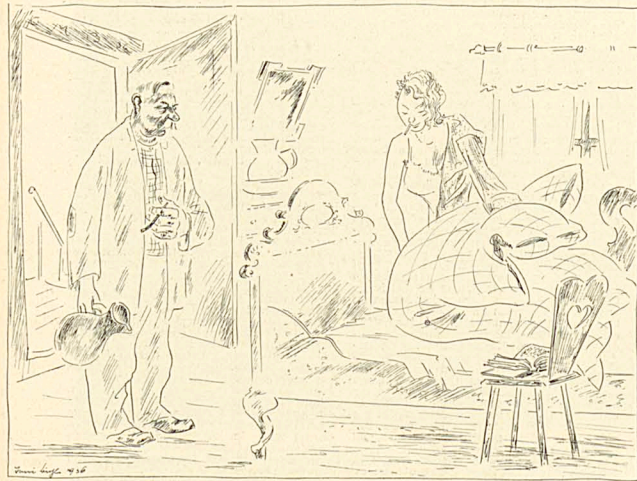
Da erstarrte, zum erstenmal vor ihm, ihr Gesicht, ihr Wesen. Zwischen den Nassen, angeklebten Schlafenlocken waren ihre Augen jäh dunkel geworden wie zwei braune Brunnenöffnen. In dieser Sekunde erlor der Strom, der von ihr zu ihm, doch nie umgekehrt gegangen war, zu Eis. Sie sprach kein Wort, drehte sich nur um, ergriff das Paddel, wie eine letzte Pflicht für diesen Mann. Ihre Zähne schlugen aufeinander vor Fieber, doch ließ sie sich nichts anmerken und kam auch durch stärkeres Paddeln über den kieferhämmernden Schöberl, bis es Mittag und Abend vergingen schweigend, dann sog die Nacht alle Farben in ihren schwarzen Himmelsmud.

Endlich, hinter der letzten Strombiegung, kam das Dorf; es lag wie ein Diadem aus goldenen Fenstern aus dem roten Sand der Berge, überdreit. Da war ein Bootshaus — und wieder schleppte sie das Boot an einen Strand, der unbekannt war, suchten einen Gasthof, der unbekannt war.

Einmal, in der Nacht, im tiefsten Schlaf, hörte Karl ein Klirren im Zimmer. Erschreckt stob er empo, sah einen Mann am Fenster stehen, barfuß. „Was machst du das? Du bist wasch du mit der Scheibe gemacht, was fällt dir ein? Zeig her, hast du dich verletzt?“

„Nein, Nur manchmal weißt du — manchmal muß ich Fenster einschmeißen. Fenster einschmeißen...“

(Tonl Bild)



„Herr Wirt, ich bin heute nacht von Wanzen gebissen worden!“ — „Jetzt so was! Ja, was wird denn da mei Frau sagen, wann Sie solchne Viecherln mitbringen!“

Briefmarken. Die 10000
Europa-Marken, außer nach Katalog geordnet,
bildlich erhalten. Unerbittliche Auswahl
franko geg. franko (Gef. od. Brief annehmen).
Fr. Felder, Stuttgart-Weilimdorf 2.

Schwäb. vor. d. Männer heilbar, 25 jähr. Er-
folge. Erfolg über Nacht. Ausf. u.
Schrift u. Probeverordl. geg. 2 Pf. Porto. Unver-
ändl. Chem. Reichelt, Brhl-Wiesent. 114, Postf. 2.

RASIER CREME =50 v. 1-

KLINGEN -20

PERI

Für Selbststrasierer
die wichtigsten Dinge:

Zwei interessante neue Romane

Der Muskel Ruf

Ein Kriminalroman aus den Wiener Donau-Muen
Von Friedrich Heinz Puh
197 Seiten, kartoniert RM 3.-, gebunden RM 4.-

„Eine junge Gerbin, die Hauptfigur des Romans, von
großem Geist und einer starken Liebe zu einem
Deutschen befeuert, lebt mit diesem ein märchenhaft
schönes Leben bis zu dem Tag, an dem sie durch Zufall
entdeckt, daß ihr Bräutigam es gewesen ist, der im
Wettstreit ihre Eltern laubredlich erschlagen ließ. —
Nichts ist nunmehr imstande, sie davon abzuhalten,
den damals geflüchten Schurken und die unerbittlichen
Geister der Blutrache zu erfüllen. Der Bräutigam
muß sterben! Dem „Müsterer“ der Gerbin folgt
der von ihr so begehrtste Mann und hört den
Schutz nicht mehr, der sein Leben ausreißt. — Im
Merker, den sie unter Willkürern vermutet.“

Schüsse bei Mondschein

Ein Jagd- und Grenzlandroman
von Friedrich Heinz Puh
167 Seiten, kartoniert RM 2.80, in Leinen ge-
bunden RM 3.50

„Schüsse bei Mondschein“ ist ein Grenzlandroman aus
der faszinierbaren Zeit nach dem großen Weltbrand,
beffen Gehalten in dem Gebiete zwischen Rhein,
Schwarzwald und Bohemien vorgeht. Nicht zu klärende
Schüsse bei Mondschein im Jagdrevier sind es, die Jäger
und Forstbeamte in flüchtiger Aufregung halten. Alles
menschenmäßig wird zusammen, unheimliche Ge-
staltungen werden vollbracht. Trotz allem bleibt es ein ge-
heimnisvolle Sache, die schwer auf den Gemütern der
pflichtgetreuen Männer lastet. Eine internationale Ver-
brecherbande, meisterhaft organisiert und geföhrt, ist ihr
Führer Obermer. Der Leser kommt von einer Spannung
zu einer anderen und gewinnt dabei einen Einblick in die
trübseligste Zeit nach dem Kriege, wo es möglich war,
deutsche Mädchen und Kinder nach dem Ausland zu
verschlefern.“

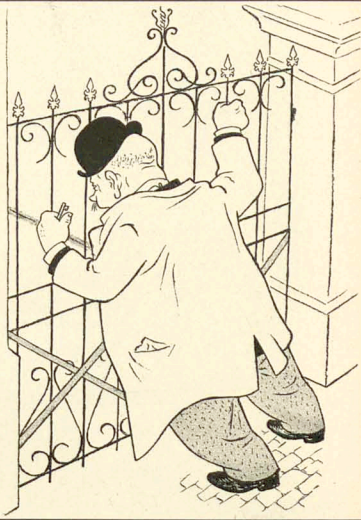
Zu beziehen durch Buchhandlungen oder durch
F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstr. 11. Telefon 296 456/296 457



(Jos. Sauer)

Heimkehr

„Döswannmei
Alte selig wis-
sat, daß i jetzt
allawei an
Hausschlüssl
dabei hob!“

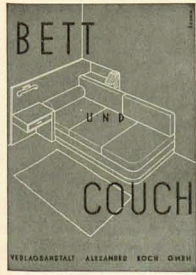


**In ganz
Deutschland
wird der
„Simplicissimus“
gelesen!**



Kosmetische Chirurgie Gesicht — Brust — Beine
Im Juli, August und September werden die Sprechstunden auch in
Baden-Baden abgehalten.
Illust. Broschüre „MODERNE KOSMETIK“ Mk. 1.- (Briefmarken)

Empfehlenswerte Gaststätten	
BERLIN: Kottler Zum Schwabenwirt Wolfsstraße 31 Die original süd- deutsche Gaststätte	BERLIN: Kottler zur Linde Märburger Straße 2 u. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal



Unser
neuestes Werk
Dr. Alexander Koch
**BETT
UND
COUCH**
ist soeben erschienen.

Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für die Ausgestaltung des Schlaf-
raumes und für die Schaffung von reizvoll-gemütlichen Wohnräumen.
Das Werk, das mit 85 Abbildungen ausgestattet ist, wendet sich an
jeden, der in seiner Wohnung mehr sieht als nur eine Gelegenheit
für Mahlzeit und Nachtlager.

„Behaglichkeit im Heim“

Ist das Leitwort, das unsichtbar über jedem der schönen Bilder
steht. Sinn und Liebe hierfür zu wecken, mit praktischen Vor-
schlägen zu dienen ist sein Zweck. **Preis RM 4.80**

**VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
GMBH. STUTTGART-O. 66**

Bestell- & Preis-
Verzeichnis
Simplicissimus
Ulrich-Verlag

**BUREAU
ZU
ZEITUNGAUSSCHNITTE**

H. U. R. GERSTMANN
BERLIN W. 35
DOHNENSTR. 7, 8 2 LUTOW 4807-8

LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN-ABBLICHTUNGEN,
INSERATEN
85
IN- UND AUSLANDES
IM ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Deutsch - Pole. In Südamerika, wünscht
Briefwechsel mit
Damen, welche sich befrähigt fühlen, den
monotonen Heimtönen moralisch zu
unterstützen. Briefe u. „Helmtonen 1025“
u. F. C. Mayer Verlag, München, Spar-
kassenstraße 11.

**Ein Dokument der Inflation
und Korruption**

**Berliner
Bilder**

Von Karl Arnold
Kartoniert RM 1.50
Gegen Vereinstellung des Betrages
portofrei.

**Simplicissimus - Verlag
München 13**
Eltw. u. M. Str. 43 B 30
Postcheck: München 5802

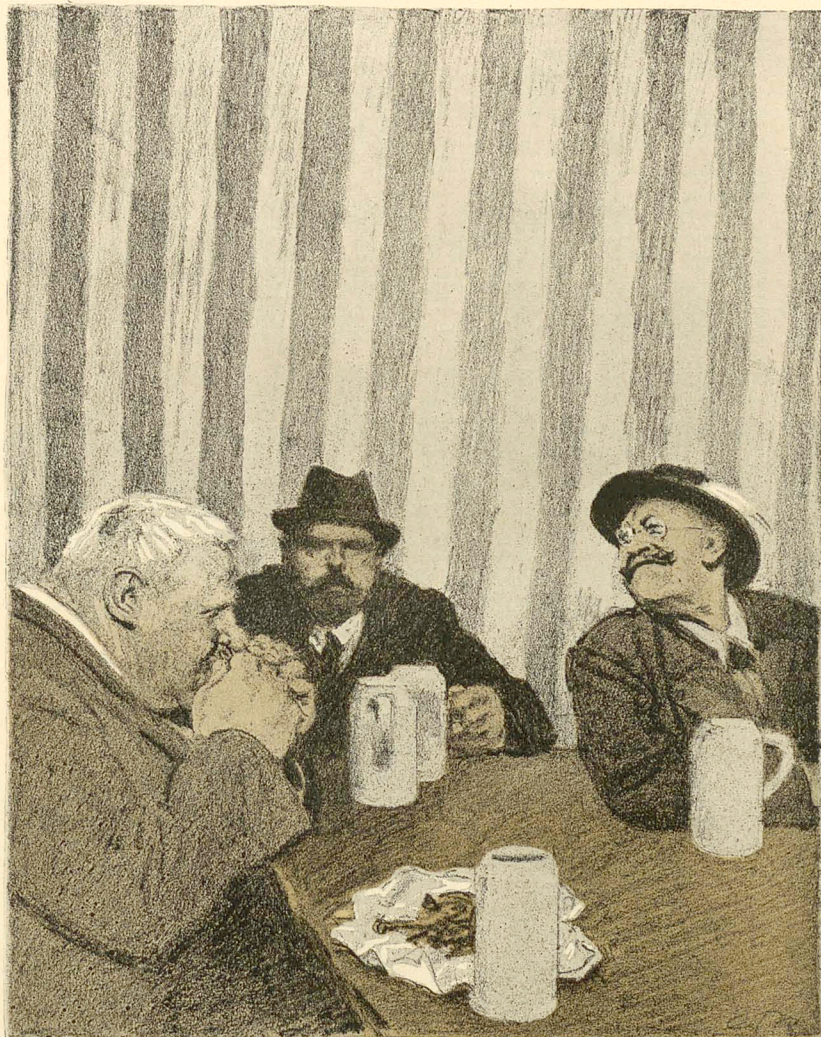
Die Wasserhose

(Alfred Kubin)



Auf der „Wies'n“

(E. Thöny)



„Du, der Huaba is g'storb'n.“ — — — „Wos hot eahm denn g'fehlt?“ — — — „G'suffa hot a.“ —
„Respekt!“

Schnecken

Dies ist der Tag der Schnecken:
es hat so warm geteget.
Fam frieden sie aus ihren Verstecken,
dehnen sich und strecken
ihre Fühlhörner aus, wenn man ihnen begegnet.

Nur darff du sie nicht erschrecken.
Geb achtkam, wenn möglich auf den Zehen,
leise, ganz leise:
sonst bleiben die Schnecken erschrocken stehen —
und das verzögert die Reise.

Sieh, wie sie die Fühlhörner nach allen Seiten
strecken und dehnen,
jeden Graasalm betasteln, befehlen,
und dann plötzlich geräuschlos weiter gleiten . . .

Schnecken lärmten nie. Sie wandern flumm,
weil Lärm sie fñdrt.
Lärm finden sie dumm
und Können wandernde Gefangeneine nie begreifen.
Ich hab's noch nie eine Schnecke singen gehört
oder auch nur leise pfeifen . . .

Ich möchte eine Schnecke sein:
allein,
nicht mit andern,
geräuschlos über Moos und Gräser gleiten,
mich verkriechen zuzeriten,
überall zu Hause sein —
und wandern, wandern, wandern!

Geigstich von Vrgesaf

Zwischen Leipzig und Dresden

Den jungen Doktor Lehrs aus Hamburg hat es jetzt als ersten
Assistenzarzt an das Oschatzer Krankenhaus verschlagen.
Kein Grund zur Klage — bewahre! Oschatz ist ein angenehmes
Städtchen, in dem sich's wohl leben läßt. Und wenn es dich nach
Großstadtluft gelüstet, so bist du in einem knappen Stündchen
in Leipzig oder in Dresden, denn Oschatz liegt gerade in der Mitte
zwischen beiden. Soweit ist alles schön und gut. Nur der Dialekt,
den die Leute in dieser Gegend sprechen, macht dem Doktor Lehrs
aus Hamburg manche Schwierigkeiten.
Vorige Woche beispielsweise wird eine gute alte Bauersfrau in
das Krankenhaus eingeliefert, die von einem Pferd mit dem Huf
gegen das Schienbein getreten oder, wie man dort sagt, „ge-
schmissen“ worden ist. Als der Arzt zur Untersuchung an ihr
Schmerzenslager tritt, jammert sie gleich los: „Fimfnsibbzj
Jahre bin ich nu alt geword'n un nich ä einziges Mal grangk gewäsen,
un nu bin ich von unsem Fähd geschmissen word'n!“
„Aber, liebe Frau“, versetzt der Doktor Lehrs kopfschüttelnd,
„wie können Sie denn auch in Ihrem Alter noch reiten wollen . . .!“

Lieber Simplicissimus!

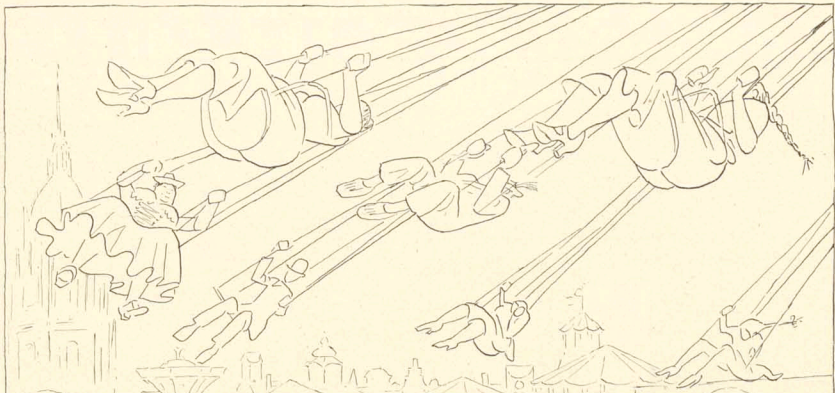
Der junge Mann, der neulich beim Klavierabend von Ely Ney vor
uns saß, sah doch gleich etwas verdächtig aus. Der Haarschnitt,
die eigenwillig geschlungene schwarze Krawatte . . .
Natürlich, auch einer vom Bau! Als seine Freundin, ein hübsches
Kind, sich zu ihm setzte und er zu reden anfang, kam's heraus: er
war ebenfalls Musiker, und zwar Komponist. Ein ziemlich bedeu-
tender Komponist, wie es schien; denn er dozierte sogar, während
Ely Ney spielte, und seine Freundin hörte sehr ehrfürchtig zu.
Und als Ely Ney die Passionata von Beethoven beendet hatte,
sagte der junge Mann vor uns, halb stolz und halb bescheiden:
„Komponieren könnte ich das auch. Aber nicht spielen . . .!“
Ist das nicht ein Jammer? Da haben wir schon mal den ersehnten
neuen Beethoven — und nun kann er's nicht spielen!

Realitäten

(R. Kriesch)



„Siehste, kleene Maus, det habe ick schon in der Wurstbude jefühlt, daß wir uns lieben!“ — „Ja was?
I hab's erst beim Brathendnl g'spannt, daß i di mag.“



Festlicher Oktober

Sagt, o Brüder, den Oktober
wieder einmal auf den Thron.
Frönt ihm, feiner oder grober
— je nach Konstitution.

Wo die Menschen Hopfen zupfen,
wo man Mais auf Darren bährt,
dominiert der gute Tropfen,
der aus diesen zwei'n entsteht.

fische grillt man dort an Spießen,
und das Brathuhn wird geschägt,
das uns, wenn wir es genießen,
rasch in Euphorie versetzt.

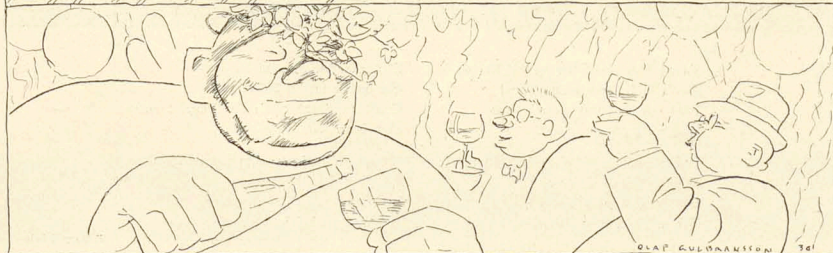
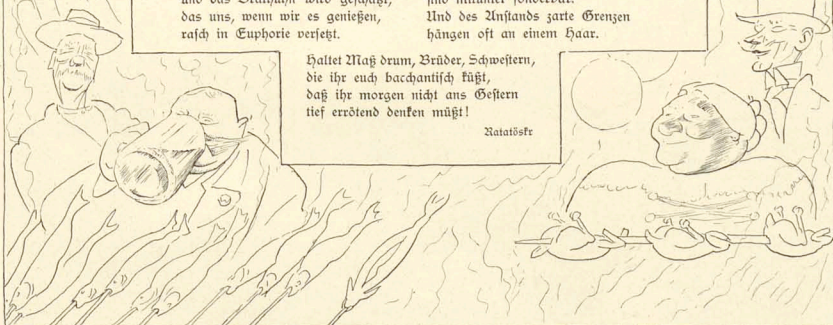
Aber auch mit andern Mitteln
wird ein Lustgefühl erzeugt:
wenn den Kopf man, statt zu schütteln,
über neue Weine beugt.

Hierzu dürfte sich empfehlen,
einen Zwiebelstuden, heiß,
mit dem Mofse zu vermählen
— falls man dies zu würd'gen weiß.

Allerdings die Konsequenzen
sind mitunter sonderbar.
Und des Anstands garte Grenzen
hängen oft an einem Haar.

Halte! Maß drum, Brüder, Schwestern,
die ihr euch bacchantisch kauft,
daß ihr morgen nicht ans Gefiern
tief errötend denken müßt!

Natatsöfr



CLAF KUBRAUSSEN 361

Zur Weinwoche 1936

(Wilhelm Schulz)



Kannst auch beim Bier du fröhlich sein —
Geht's stinker doch beim Weine!
Nicht nur im lauten Freundeskreis,
Auch wenn du bist alleine.

Doch nimmst du die Frau Eiebsle mit,
Kaff heilig sie versprechen,
Daß sie nicht jeden Becher zähl,
Bist ernstig du beim Zechen.

Meint sie, nur einer sei dir gut —
Ein zweiter tut dir besser!
Trin', trin' und denk': der Winger braucht
Auch heuer leere Fässer!

Was würd' sonst aus dem jungen Wein,
Kriegt' er nicht ein Gebinde,
Drin gären er und werden kann,
Daß man sein' Freud' dran finde?

Wilhelm Schulz